

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-341611](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341611)

## Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Da kräht kein Hahn darnach.

So hat schon mancher Bruder Leichtfuß gedacht, wenn er ungesehen einen Lumpenfreich ausübte. Aber, gebt Acht! — ich will Euch zu dem Sprüchlein eine Geschichte erzählen.

Zwei Räuber brachen in stiller Mitternacht in eine Mühle, wo der Müller, ein alter Mann, allein zu Hause war. Als sie so im dunkeln Hausgange hinschlichen, krähte plötzlich in dem Stalle, der an die Hausflur stieß, ein Hahn. Der jüngere Räuber fuhr zusammen, als hätte ihn Einer bei den Haaren gefaßt. Er flüsterte dem Andern zu: „Wie hat mich der Hahn erschreckt! Komm, laß uns umkehren!“ — „Du Einfalt!“ schalt der Andere. „Jetzt, wo wir im Hause sind, soll uns ein dummes Hahnfortsagen? Nein, wird der Alte wach, so schlagen wir ihn todt, da kräht kein Hahn darnach.“ Und richtig! der arme Greis erwachte und sie schlugen ihn todt, raubten die Mühle aus und machten sich davon. Der Mord des Greises machte ungeheures Aufsehen; aber die Gerichte konnten keine Spur von den Mördern finden.

Etwa ein Jahr darnach war einmal Jahrmarkt in einem Städtchen in der Nähe. Da machten sich die zwei Räuber herbei und dachten einen guten Fang zu thun. In der Nacht vor dem Jahrmarkte schliefen sie in einem Wirthshause bei einander. Gerade unter dem Schlafzimmer war der Hühnerstall. Da krähte nach ein Uhr der Hahn und Beide wurden zugleich wach. — „Hätt ich den Hahn hier,“ sagte einer der Räuber, „ich drehte ihm gleich den Hals um.“ „Ich auch,“ sagte der Andere; „seit der in der Mühle krähte, wo wir den Müller todt schlugen, kann ich keinen Hahn mehr krähen hören, ohne daß es mir durch Markt

und Wein geht. Ich wollte, wir hätten es nicht gethan!“ „Du Einfalt!“ sagte wieder der Andere, legte sich herum und schlief wieder ein.

Da das Wirthshaus voll Gäste war, schliefen heute der Wirth und seine Frau in einer Kammer, die neben der Schlafkammer der Räuber lag, und da hatte der ungewohnte nahe Hahnschrei sie auch geweckt. „Hast Du was gehört?“ flüsterte die Frau. „Stille!“ erwiderte der Wirth leise und stand auf, so leise, daß die neben dran es nicht hörten. Er ging sachte zum Hause hinaus und weckte den Bürgermeister; der ließ zwei Dragoner holen, die im Städtchen waren, und so fingen sie die beiden Räuber, die alsbald Alles eingestanden. Als sie sie wegführten, sagte der eine Räuber zu dem Andern: „Siehst Du, da hat doch der Hahn darnach gekräht!“

Er thut's immer; aber er sitzt nicht immer im Hühnerstall, sondern oft auch im Gewissen.

### Der einzige Rock.

Im Gasthose „zur Breite“ in Ulm saß schon seit einer Reihe von Jahren allabendlich ein Mann im mittleren Lebensalter, dessen lebhaftes Erzählungsgeweise sich immer eines großen Kreises von Zuhörern erfreute. Es war Sch—r, der sich auf eine kümmerliche Weise durch Verfertigen von Gelegenheitsgedichten, Vorstellungen u. ernährte, in der Stadt aber für einen vielseitig gebildeten Mann galt. Früher hatte er in besseren Verhältnissen gelebt, studirt und sich zu einem Professor vorbereitet, durch seine Verstimmung und eigenthümliche Neizbarkeit war er aber nach und nach in die Lage gekommen, in welcher wir ihn eben kennen gelernt haben; was den Wirth „zur Breite“ veranlaßte, ihm jeden Abend freien Trunk zu geben; ob er ihm die Verbindlichkeiten irgend einer Art schuldete, oder ob er es aus Politik that, indem der Vereiste und Wohlunterrichtete seine Gäste stets angenehm unterhielt, gehört nicht hieher, Thatsache aber ist es, daß Herr Sch—r sich regelmäßig alle Abende bei ihm einfand und für seine mäßige Zecher nie etwas zu bezahlen hatte. Vor einigen Wochen kommt nun bei kaltem, nassem Wetter ein Handwerksbursche in „die Breite“ und bittet den Wirth bringend, ihm doch einen alten Rock zu schenken, indem die paar Fexen an seinem Leibe ihn nicht länger vor Schnee und Regen zu schützen vermöchten. „Da kann ich Euch nicht aushelfen, lieber Freund,“ sagte der schalkhafte Wirth, „da ich mit Kleidern selber nur nothdürftig versehen bin, dafür will ich Euch einen guten Rath geben, dort drüben in das Haus zu gehen und nach Herrn Landbote 1858.



Sch—r zu fragen, das ist ein reicher Geizhals, der Kleider genug hat. Freilich wird er sich dann ausreden wollen, daß er nur einen Rock besitze; das darf Euch aber nicht abhalten, ihm tüchtig auf den Leib zu rücken und an seiner Ambition zu packen. Gebt Acht, ihr preßt ihm dann einen Rock ab.“ — Der Wirth hatte mit diesem Einfall aber keine andere Absicht, als Herrn Sch—r, dessen gutes Herz er kannte, in Verlegenheit zu bringen, da dieser in der That nur einen einzigen Rock besaß. Abends wollte er ihn dann an der Wirtstafel ausfragen und sich mit den Gästen an seiner Verlegenheit weiden. — Die Stunde, wo Herr Sch—r in „die Breite“ zu kommen pflegte, war längst verfloßen, Herr Sch—r war aber noch nicht da; es schlug 9 Uhr, Herr Sch—r fehlte immer noch. Schon glaubten die Gäste, Sch—r habe den entbehrten Scherz übel genommen; da schickte der Wirth einen Kellner zu ihm mit dem Auftrag, daß er doch sogleich kommen möge.



Der Kellner brachte die Antwort: Herr Sch—r habe erklärt, daß er in Folge einer unerwarteten Arbeit heute Abend auf keinen Fall ausgehen könne. Dem Wirth kam jetzt auf einmal ein Gedanke: „Wie hast Du Hr. Sch—r getroffen?“ fragte er den Kellner. „Er saß in Hemdärmeln an dem nur spärlich erwärmten Ofen!“ lautete die Antwort. Hr. Sch—r hatte wirklich seinen einzigen Rock dem armen Handwerksburschen gegeben! — Doch dürfen wir zur Ehre des wackern Wirthes nicht unerwähnt lassen, daß derselbe Herrn Sch—r einen neuen Rock verehrt hat.

#### Der pommerische Bauer.

Der Haupterwerbszweig der Landleute in den meisten Gegenden Hinterpommerns ist der Verkauf der geräucherten Schweine und Gänse, welche in großen Quantitäten nach der Hauptstadt oder nach den nächsten Seestädten versandt werden. Wer kennt die pommerischen Spitzgänse und Speckseiten nicht? — Noch in den letzten Lebensjahren des großen Königs erlaubten sich die Edelleute in Hinterpommern als Nachklang bestandener und kaum abgeschaffter Leibeigenschaft, ihre Bauern körperlich züchtigen zu lassen. Freilich hätte ein solches Verfahren nicht zur Kenntniß der Regierung gelangen dürfen, allein wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter; die Bauern, an ähnliche Behandlung noch gewöhnt, schwiegen,

bis endlich die barbarische Gewohnheit durch bestimmte Gesetze abgeschafft wurde.

In einem Dorfe der Gegend von Treptow an der Rega stieß der Hof eines Bauern mit dem Garten des Edelmanns unmittelbar zusammen; der nachlässige Gärtner ließ die Gartenthür offen stehen, und so geschah es denn, daß ein Hauptschwein des Bauern den Garten besuchte und unter den Gewächsen und Töpfen eine gewaltige Zerstörung anrichtete. Der aufgebrachte Gutsherr ließ sogleich den Bauer holen, und ungeachtet der arme Teufel bat, der Gärtner möchte doch seine Gartenthür verschließen, eine Sau sei doch ein unvernünftiges Thier, er könne sie nicht am Stricke hermführen, so wurden ihm doch ohne Weiteres 50 Prügel aufgezehlt. „Kommt deine Bestie“, rief der eräurne Edelmann ihm nach, „noch einmal in meinen Garten, so schieße ich sie todt und schenke sie meinen Leuten.“ Mit diesem Bescheid wurde der Bauer entlassen.

Allein die Gartenthür wurde nach wie vor selten zugemacht, und so geschah es denn, daß das Schwein des Bauern abermals hineinspazierte. Der Edelmann stand gerade am Fenster, rasch riß er eine Flinte von der Wand, gab Feuer, das Schwein stürzte zusammen und wurde durch einen Nachspruch vom Fenster herab sogleich den versammelten Hofleuten geschenkt.

Der Schlag traf den armen Bauer härter, als zuvor die 50 Schläge auf den Rücken. Ein großer Theil seines diesjährigen Einkommens war auf das Schwein berechnet, ihm war himmelschreiendes Unrecht geschehen, davon war er überzeugt; aber einen Prozeß anzufangen, dazu, wußte er, gehöre Geld und Zeit, — Geld hatte er aber nicht, und die Zeit kam herbei, wo er von dem verkauften Schwein die Abgaben bezahlen sollte; er wußte ferner aus Erzählungen, daß sich die Leute in verzweifelten Fällen an den König selbst gewendet hatten, daß aber dieses schriftlich geschehen müsse, wußte er auch; allein schreiben konnte der arme Teufel nicht. Was war zu thun? Er kaufte einen Bogen Papier und ging damit zum Pfarrer seines Dorfes.

Bauer. Guten Morgen, Herr Pfarrer, Er wird schon meine Geschichte wissen, wegen meiner Prügel und der Sau, da ist Papier, Er hat ja Studirt, mach' Er mir doch eine Supplik.

Pfarrer. Mein Freund, ich bin kein Jurist, sondern Theolog; ich kann so etwas nicht machen, und was wollt Ihr denn eigentlich mit dem Dinge anfangen?

Bauer. Ich gehe damit zum König, der muß mir helfen, und wenn Er mir keine Supplik machen kann, so gebe Er mir nur Dinte und Feder, ich mach' es mir selber.

Pfarrer. Aber Ihr könnt ja nicht schreiben, so viel ich weiß.

Bauer. Das thut nichts, geh' Er nur her, der König wird schon wissen, was ich meine.

Der Pfarrer holte nun Dinte und Feder; der Bauer setzte sich hin und malte auf sein Papier zwei Vierecke. „Das sind die Höfe“, sagte er zeichnend; ein rundes, „das ist die Thür, die der Schlingel hätte zumachen sollen;“ jetzt malte er eine Figur am Boden liegend, „das ist mein Schwein“, belehrte er den Pfarrer, „und der hier“, indem er eine Figur mit einer Fiinte hinfleckte, aus der Rauch herausging, „der hier ist der Edelmann; sieht Er, Herr Pfarrer, das ist eine Supplik, wenn Er einmal eine machen soll!“

„Schönen Dank, mein Freund“, versetzte der belehrte Herr Pfarrer, „ich will es mir merken.“ Der Bauer trollte von dannen und nach Hause.

Hier brachte er seinen Sonntagserock hervor und zog ihn sogleich an. Ein Kober mit einem großen Brod und einer Büchse mit gefalzener Butter wurde umgehungen, ein tüchtiger Hagedornstod vollendete die Reisequipage des ehrlichen Pommern, der jetzt so ausgerüstet mit wenigen Groschen in der Tasche, aber mit großem Vertrauen im Herzen auf die Gnade seines Königs die Reise von einigen dreißig Meilen nach Potsdam antrat.

Dort angelangt war sein Erstes, einen vorübergehenden Bürger in seiner treuherzigen pommerischen Landessprache zu fragen, wo der König wohne?

Da es zu jener Zeit eben nichts Besonderes war, daß Leute aus allen Ständen den König persönlich antraten und Bittschriften überreichten, so fand auch der Potsdamer Bürger die Frage des Bauern ganz in der Ordnung. Freundlich führte er den ehrlichen Pommern einige Straßen hindurch nach dem neuen Palais. „Hier Landmann“, sagte er, indem er nach dem Schlosse zeigte, „hier wohnt der König, geh' nur die breite Treppe hinauf, man wird dich schon zurecht weisen.“

Der Bauer dankte schön und stieg dann ohne Weiteres die breite Treppe hinauf. Am Corridor, der nach den Zimmern des Königs führte, stand ein Grenadier als Schildwache; der Bauer wollte vorüber, die Schildwache hielt ihn aber zurück. — „Was sucht Er, mein Freund? hier darf man nicht so gerade zulaufen.“ — „Ei was“, versetzte der Bauer, „ich will zum König.“ — „I was hat Er beim König zu thun? marsch fort da!“ — „Was ich beim König zu thun habe, das geht Ihn nichts an“, gab der Bauer fast grob zur Antwort, das habe ich meiner Alten nicht einmal gesagt, und werde es Ihm doch nicht auf die Nase binden?“ — „Flegel!“ rief die Schildwache jetzt,



den Bauer fortdrängend, der seinerseits auch ziemlich laut wurde. In dem Augenblicke trat der König mit dem Gouverneur von Potsdam aus dem Vorzimmer, um zur Parade zu gehen; die Schildwache präsentirte. „Was giebt's hier?“ fragte der König, und der Bauer, den Hut auf dem Stod drehend: versetzte schnell: „I, der Soldat da will mich nicht hineinlassen, und ich muß doch mit meinem König reden.“ — „Ist denn das so dringend?“ fragte der Monarch weiter. — „Das glaub' ich“, war des Bauern Antwort, „es ist wegen meiner Sau, die mir der Junker todt geschossen hat, und wegen der fünfzig Prügel, die er mir hat geben lassen.“ Der König nahm lächelnd eine Prise und sagte: „Weißt Du was, Freund, komm herein, ich will Dich zum König führen;“ hiermit machte er den Offizieren das Entlassungszeichen und ging mit dem Bauer in sein Zimmer zurück. „So“, sagte nun eintretend der gütige Monarch, „setz, Freund, sag' mir Dein Anliegen, denn wisse, ich bin der König.“ — „Ich habe mir das selbst gedacht“, versetzte der Bauer, „daß Er der König ist, denn der Soldat hat gleich das Maul gehalten, als Er herauskam.“ Bei diesen Worten nahm er seinen Kober herunter, öffnete solchen, und indem er dem König die bewußte Zeichnung überreichte, fuhr er fort: „ich hab es ein wenig auf's Papier gebracht, Er wird's schon wissen, was die Geschichte ist.“ Der König öffnete den Bogen, und betrachtete die Figuren lange, endlich sagte er: „Freund, ich muß Dir gestehen, daß ich nicht daraus klug werden kann; sag' mir also mit kurzen Worten, was das bedeutet.“ — „Na, so seh' Er einmal,“ demonstirte jetzt der Bauer, sich dicht hinter den König stellend, indem er seine uns schon bekannte Geschichte erzählte,

und zu besserer Ver sinnlichung auf seine Zeichnung wies. — „Schon gut, schon gut“, versetzte der König lachend, indem er das Papier einsteckte, „ich merke wohl, es ist Dir Unrecht geschehen, Dir soll geholfen werden; allein ich habe jetzt Geschäfte, geh' daher ein wenig durch die Stadt spazieren, betrachte die Merkwürdigkeiten und komme um zwei Uhr wieder, dann sollst Du Bescheid haben.“

Der Monarch ging, hinter ihm drein der Bauer, der unten an der Treppe einen Lakayen fragte, wo der Markt sei. Dieser, vielleicht durch die Nähe des Königs aufmerksam geworden, wies ihn höflich zurecht, und nun war der Bauer in seinem Elemente; denn hier konnte er als ein Mann vom Fach mitreden. Er fragte sogleich nach den Getreide- und Holzpreisen, kaufte sich sodann einen Häring, welchen er, auf dem Bandschranke sitzend und vergnügt mit den Beinen trommelnd, verzehrte. Mit Andacht hörte er das Glockenspiel der nahen Kirche und stellte seine Betrachtungen zwischen seinem Dorfe und dem nahen Potsdam an.

Endlich schlug die Glocke zwei, und rasch machte sich der Bauer auf den Weg zum König. Den Schildwachen, so wie den Bedienten im Vorzimmer, war befohlen worden, den pommerischen Bauer unangemeldet eintreten zu lassen.

Der König saß bereits mit vielen Generalen an der Tafel, als der Bauer eintrat. „Guten Tag, Prost schmeckt's?“ war sein freundlicher Gruß. Der Monarch zeigte mit der Hand nach einem Seitentischchen, wo der Bauer auch sogleich Platz nahm, nachdem er zuvor seinen Kober abgenommen und unter den Tisch gelegt hatte. Durch den Geruch der Speisen wurde seine Eglust erregt, er öffnete also seinen Kober, nahm sein Landbrod heraus, und nachdem er mit einem Taschenmesser ein gewaltiges Stück heruntergerissen und mit Butter bestrichen hatte, fing er mit solchem Appetit zu essen an, daß man es im Vorzimmer hören konnte. Der genossene Häring und jetzt die gesalzene Butter verursachten ihm Durst, und da er sah, wie die Pagen den König mit Getränk bedienten, so näherte er sich dem König, klopfte ihm auf die Schulter, indem er kauend sagte: „Laß Er mir doch auch von den Jungens was zu trinken geben, ich habe höllischen Durst.“ Der König, mit dem Lachreiz kämpfend, winkte einem Pagen, der dem Bauer sofort einen Becher mit Wein reichete. Der Pommer hatte nie Wein gesehen, geschweige getrunken. „Blig“, rief er aus, „das ist ein köstliches Bier! wenn ich einen Krug bei mir hätte, ich brächte meiner Alten was davon mit.“ Somit leerte er den Becher und gab ihn zurück, indem er sich wieder auf seinen Platz begab und seine Mahlzeit fortsetzte. Inzwischen zog der König das Papier des Bauern aus der Tasche, gab es dem Minister von Herzberg, um seine Meinung darüber

zu vernehmen. Dieser betrachtete kopfschüttelnd die Zeichen und gab es dem nächsten zur Einsicht. Auch dieser wußte den geheimen Sinn nicht zu deuten; das Blatt ging weiter um die Tafel herum bis wieder zum König. „Nun?“ fragte dieser, „was halten Sie von der Sache?“ Herzberg nahm das Wort: „Ew. Majestät, dergleichen Hieroglyphen zu deuten, muß man gelehrter sein, als ich.“ „Nun, so will ich es Euch denn sagen,“ fuhr der Monarch fort, und hiermit erklärte er den Vorgang und die Zeichnung, wie es ihm der Bauer erzählt hatte. Plötzlich erhob sich dieser, indem er Brod und Messer weglegte, und rief laut: „Ja, wenn ich es ihm nicht erklärt hätte, Er hätte es so wenig gewußt, als seine Leute.“ Jetzt aber konnte der König nicht mehr an sich halten; der Lachreiz siegte, er gab gleichsam das Signal zum allgemeinen Gelächter; nur der Bauer setzte sich ganz ernsthaft wieder nieder und glaubte sich sehr gut benommen zu haben.

Endlich wurde die Gesellschaft entlassen, der König war allein mit seinem Gaste. Höchst aufgeräumt sagte er zum Bauer, indem er ein Papier aus der Tasche zog. „Komm her, ehrlicher Freund! Es steht darin: er solle Dir für jeden Schlag einen Thaler bezahlen, Dein Schwein sollst Du nach Deinem Gewissen taxiren und den Werth desselben muß er Dir ebenfalls vergüten, so wie er Dir noch überdies für Versäumnis und Reisekosten zwanzig Thaler bezahlen muß. „Nun geh' und reise glücklich.“ „Na,“ rief der gerührte Bauer, „Gott wirb's Ihm tausendmal vergelten; aber Blig! da häit' ich bald vergessen,“ fuhr er fort, indem er einen kleinen ledernen Beutel zog, „mein Bier muß ich noch bezahlen, wo ist er denn,“ — hier sah er sich nach einem Pagen um. — „Es kostet nichts,“ sagte der König, „geh' nur, Du hast einen weiten Weg und Deine Frau wird Dich erwarten.“ „Na, so leb' Er wohl!“ Er reichte dem Könige die harte Hand, der sie ihm freundlich brückte und nochmals glückliche Reise wünschte.

Wie man Jemanden guten Appetit macht.

Die Mönche von Waltham Abtei in England waren sehr reich und wurden von den ersten englischen Königen sehr begünstigt. Heinrich III. blieb oft einen ganzen Monat bei ihnen. Dieser hatte gehört, der Abt führe einen ausgezeichneten Tisch, selbst an den gewöhnlichen Tagen, auch wenn er keine vornehme Gäste habe. Heinrich legte also die Kleidung eines gemeinen Soldaten an, und verlangte zur Essenszeit mit dem Abte zu sprechen. Man ließ ihn eintreten und an dem untern Ende der Tafel Platz nehmen, wo er darauf so stark aß, daß er die Aufmerksamkeit des Abtes am andern Ende der Tafel erregte. „Du hast einen unbegreif-

lichen Appetit," rief er ihm endlich zu, "ich gäbe hundert Pfund Sterling darum, könnte ich eine solche Portion Rindfleisch genießen; mein schwacher Magen verträgt kaum die Brust eines Hühchens." Wenige Tage darauf erhielt der Abt eine Aufforderung vom Könige, sogleich in London zu



erscheinen. Der Abt gehorchte, und wurde sogleich in das Gefängniß geführt wo er mehrere Tage nichts als Wasser u. Brod und auch dieses knapp zu genießen erhielt. Als er hinreichend gefastet hatte, wurde ihm eine Rinderkeule und eine Flasche Wein vorgesetzt, denen er so derb zusprach, wie es kaum ein gesunder Drescher im Stande gewesen sein würde. Er war eben mit seiner Mahlzeit zu Ende, als der König von England in dem Gefängnisse bei ihm erschien und die hundert Pfund Sterling für den guten Appetit verlangte. Die Geschichte erzählt, der Abt sei über den fröhlichen Ausgang der unangenehmen Haft ziemlich erfreut gewesen, und habe die hundert Pfund Sterl. ohne Sträuben gezahlt.

Chrlich währt am längsten.

Zwei Gesellen gingen mit einander auf die Schranne, um Waizen zu kaufen, und waren beide aus demselben Dorfe. Und als sie gekauft hatten, zwanzig Malter jeder, ließen sie's messen, und: Meß christlich, sagte der eine zum Messer, und meinte damit, meß unchristlich, und ich will erkenntlich sein; und der andere sagte, Mach eben, was recht ist, Xaveri.

Es ist schon lange her, daß die Geschichte begegnet ist, und war dazumal der Brauch an demselben Orte, daß die Käufer ihr Getreide an einem offenen Ort stehen ließen, und hatte jeder Platz auf dem Orte seine Nummer, daß jeder gleich wissen konnte, wo sein Getreide lag. Also schütteten die zwei Gesellen ihren Waizen, jeder auf einen Haufen, neben einander, und wollten ihn da über Nacht liegen lassen, und am andern Morgen abholen und gingen mit einander fort.

Aber der eine war ein Schelm, und während sein Kamerad ein Gespräch mit ihm anfang, als, wo es das beste Bier gäbe, und wer morgen bei St. Peter predigen würde, und wer die schönste Messe lese, antwortete er ihm nur mit halben Worten, und hatte seine Gedanken bei den Waizen-

haufen, und wie er den seines Gesellen unbezahlt an sich bringen könne. Und als sie in's Bräuhaus kamen, wo alle Tische voll saßen, und die einen spielten Gleich und Ungleich, und die andern stritten sich, welcher arme Sünder am besten geköpft worden sei, der in der letzten Woche oder der in der vorletzten, und ein paar Juden saßen in der Ecke, und warteten, ob sich ein Verdienst aufthun wolle, litt es den Schelmen nicht lange beim Bierkrug, sondern stand auf und sagte, es sei ihm ein nothwendiger Gang ausgekommen, und er werde gleich wieder da sein, und ging fort.

Der nothwendige Gang aber war der, daß er nach dem Orte ging, wo das Getreide aufgeschüttet war, und deckte seinen Mantel auf den Haufen seines Gesellen. Denn, sagte er, wenn ich in der Nacht komme und hole den Haufen, so könnt' ich mich vergreifen und den unrechten nehmen. Es ist doch gut für's Gedächtniß, wenn man ein Merkzeichen hat, und ging wieder in's Bräuhaus zu seinem Gesellen.

Der hatte derweilen stillvergnügt fortgetrunken und berechnet so bei sich, wie er den Waizen am besten verkaufen könne, fragt auch den Gesellen um Rath, und gibt ihm drei Rathschläge für einen, und schmeckt ihm immer ein Seidlein besser als das andere.

Als es aber Abend wurde, dachten beide darauf, in ihre Herberge zu gehen, und der Schelm wohnte bei einem Geschwisterkind von seines Vaters Schwestertochter, und der andere stellte seine Kofse für gewöhnlich in der blauen Ente ein. So sagten sie einander gute Nacht, und als der Schelm seines Weges gegangen war, kam dem andern die Lust, seinen Waizen noch einmal anzusehen, und ging hin und sah, wie seines Gesellen Mantel auf seinem Waizen lag.

Ein anderer würde sich die und die Gedanken gemacht haben; aber es sucht keiner den andern hinter dem Ofen, wenn er nicht selber dahinter gesessen, und so wurde es dem Gesellen ganz weich um's Herz, und sagte: Nun sehe ich doch, daß das Sprüchwort Recht hat: Geschrei hat oft gelogen, und hat mancher gedacht, er sieht einen Stein liegen und hat einen Geldbeutel aufgehoben. Hat doch jeder im Dorfe etwas andres Böses über den Kilian gewußt, und nun geht der gute Kamerad her, und deckt mir seinen eigenen Mantel auf meinen Waizen, daß er nicht naß werden solle, wenn's etwa regnen sollte, ob's gleich nicht darnach aussieht; aber was zu gut ist, ist zu gut, und das kann ein ehrlicher Nachtar nicht zulassen, und damit nimmt er den Mantel von seinem Haufen, und deckt ihn sorgfältig auf den andern.

Der Schelm war indessen zu einem andern Schelme gegangen, daß er ihm den Haufen in der Nacht wegzutragen helfe, und gab ihm einen halben

Gulden für's Tragen, und einen Laubhaler, daß er schweige, und schleppen die beiden Schelme des einen Schelmen eigenen Waizen um Mitternacht weg, und machten's so vorsichtig, daß sie Niemand sah, und waren froh, daß sie fertig waren mit der Arbeit, denn es war ihnen warm geworden beim Tragen.

Als aber der Schelm am andern Morgen seinen Waizen holen wollte, hatte er ihn in der Nacht selber gestohlen.

Merke: Es kommt zuweilen vor, daß einer sich selbst bestiehlt, so oder so, und es ist vielleicht auch einmal der Fall gewesen, daß sich das gute Herz selbst belohnt hat.

Wie man's treibt, so geht's.

Es saß einmal der Wirth vom rothen Dachsen mit seiner Frau bei Tische und klagte über die schlechten Zeiten. Der Braten war verzehrt und das Bier ausgetrunken; es hatte an nichts gefehlt, als — an Gästen.

„Siehst du,“ sagte der Wirth zu seiner Frau, „da geht schon wieder Einer drüben in die Goldene Sonne hinein! Es ist gerade, als wenn der Sonnenwirth sie behert hätte.“

„Nun,“ entgegnete die Frau, „wofür machte denn sonst der Wirth drüben seinen Kagenbudel, wenn ein Fremder eintritt? Ist doch ein Gelaufe und Gerenne, damit die lieben Gäste ja Alles gleich bekommen. Können sie nicht warten, he? Muß Unsereins nicht auch seine Bequemlichkeit haben und in Ruhe sein bißchen Essen genießen können? Sind wir Gastwirthe etwa Allerwelts gehorsame Diener? Dafür werde ich mich gehorsamst bedanken. Aber aus Brodneid machen sie uns die Kunden abspenstig, aus Brodneid geben sie alles billiger, aus Brodneid haben sie stets frisches Bier, aus Brodneid waschen/und scheuern sie allwöchentlich, daß es eine Art hat, die Hungerleider!“

„Ich werde mir ein neues Schild malen lassen, einen schönen rothen Dachsen und meinen Namen

mit goldenen Buchstaben darunter, vielleicht zieht's — sagte der Wirth und ergriff die sechste Flasche Weißbier. Das Bier ist wirklich klar wie Wein; daß du mir das beste nicht den Gästen giebst! Der Fremd zog gestern freilich ein saures Gesicht, in- des — das saure will doch auch getrunken sein! Sollen wir es etwa selber austrinken?“

„Wie Gold, wirklich!“ bemerkte die Frau, während der Gatte einschenkte, und ihr das Herz im Leibe lachte. „Es ist doch hübsch wenn man Alles im Hause hat und nicht erst darnach zu schicken braucht. Aber weißt du, daß der Brauer uns nicht mehr Credit geben will?“

„Wie? Was? Wirklich? das hat Niemand anders als der Sonnenwirth drüben ange stellt; er will uns ruiniren, gänzlich ruiniren!“

„Das liegt auf der Hand; aber wir lassen uns nicht werfen,“ grollte die Frau. „Es giebt andere Brauereien, die noch Credit geben.“

„Wir müssen freilich ein paar Stunden weiter schiken; in der Nähe schwerlich; da sind wir alle durch! Es ist mir nur um die Pferde.“

„Ach was,“ versetzte die Frau, „es nimmt sie ja so Niemand mehr zu Lohnsfahren; man hat uns in der ganzen Stadt verhezt und verläumder, seit die Pferde damals auf der Straße umfielen und der schändliche Knecht aussprengte, sie bekämen nicht satt zu fressen.“

„Du hast Recht, wir haben viele Feinde — lauter Reider; aber die Zeiten sind einmal schlecht: mit Reellesät ist nicht durchzukommen, damit gar nicht. Man hilft sich wie man kann. Hier macht man ein Loch auf, dort eins zu. Es geht wie's geht!“

„Aber warum geht's bei uns nur so schlecht?“ rief die Frau aufgebracht. „Warum sollen wir nichts haben?“

Der Wirth seufzte, trank das letzte Glas aus und begab sich kopfschüttelnd in die Stube, wo er sich aufs Sopha hinlegte und die Mütze über die Ohren zog, um sein Nachmittags schläpfchen zu halten. „Daß mich Niemand stört,“ sagte er zum Knechte, „der Mensch will auch seine Ruhe haben.“ Die Frau folgte und überließ der Magd das Aufräumen. „Daß der Kaffee zur rechten Zeit fertig ist,“ sagte sie schläfrig beim Weggehen; „das ist die einzige Stunde, wo man sich einmal eine Güte thun kann! Ei du mein Gott, wie sind doch die Zeiten so schlecht und die Menschen so schlecht; wenn man nicht sein bißchen Nachmittagsruhe hätte, da wär's gar nicht zum Aushalten!“

Während die Beiden schliefen, mußte ein Kornhändler abgewiesen werden, der das Korn des Wirths zu einem annehmlchen Preise gekauft haben würde; und ein Schweinereiber, der ein paar Schweine gern billig verkauft hätte, konnte nicht bis zum Erwachen der Wirthin warten. Am an-



bern Tage waren die Kornpreise bedeutend gefallen und kein Schweinereiber ließ sich in der nächsten Woche wieder sehen. Die Zeiten waren in der That schlecht, und merkwürdigerweise, je mehr die beiden Wirtheleute an Umfang zunahmen, desto mehr nahm ihr Wohlstand ab. Zuletzt wurden die Zeiten ganz schlecht; der rothe Dohse mußte verkauft werden, und Mann und Frau hatten bei Brod und Wasser und harter Arbeit hinlänglich Zeit zu räsonniren.

### Aller Anfang ist schwer.

Das Sprüchwort sagt: „Aller Anfang ist schwer,“ und Jeder weiß das aus Erfahrung. Wer aber da gleich umkehrt, wo der Anfang des Guten ist, der ist ein Esel, denn er ist schon beim Anfang am Ende. Nein, das folgende Sprüchlein gibt schon was an, was über den schweren Anfang hinaushilft: Frisch gewagt, ist halb gewonnen! Ein frischer Lebensmuth ist ein hohes Gut. Greiffst du die Arbeit, die dir schwer wird, nur frisch an, es geht gewiß; hast du nur frischen Muth, deine Fehler abzulegen, es geht; aber was das letzte Sprüchlein sagt, ist das Rechte, was über den schweren Anfang glücklich hinaus zum fröhlichen Ziele führt: Wohl begonnen, ist gewiß gewonnen! Das Wohl begonnen ist aber die Hauptsache, und da mein' ich, man sollte Alles nur wohl beginnen, nämlich mit dem Gedanken: Von mir selber kann ich nichts. Dann blickt das Auge hinauf, wo der ist, der in uns Schwachen mächtig sein will, und der gesagt hat: Bittet, so wird Euch gegeben. Und das Herz betet: Herr, hilf und laß es wohl gelingen! Das heißt: Wohl begonnen; dann folgt: Frisch gewagt! denn wenn ich weiß, ich habe Alles Gott befohlen und sein Segen begleitet mich, dann ist Lust und Lieb' da, und die macht alle Müh' und Arbeit gering. Das gilt für Alles, was du auch unternehmen willst. Hast du so ein „Gott hilft“ im Herzen, dann, Freund, macht dir schwerer Anfang nicht mehr bange. Bedenkt's wohl und vergiß es nicht!

### Vom Burschen und vom Teufel.

Es war einmal ein Bursche, der seines Weges ging und Rüsse knackte; er fand eine wurmstichige und in demselben Augenblick begegnete ihm der Teufel. „It's wahr,“ sagte der Bursche, was die Leute sagen: daß der Teufel sich so klein machen kann, wie er will, und daß er sich durch ein Nadelöhr zwängen kann?“ — „Ja,“ sagte der Teufel. „Laß mich das sehen, und krieche in diese Ruß,“ sagte der Bursche wieder, und der Teufel that's. Als der Teufel in's Markloch hineingetrochen war,



steckte der Bursche ein Stöckchen hinein. „Nun habe ich dich,“ sagte er, und steckte die Ruß in die Tasche. Als er eine Strecke Wegs gegangen war, kam er an eine Schmiede, da ging er hinein und bat den Schmied, ihm die Ruß entzwei zu schlagen. „Das ist leicht gethan,“ antwortete der Schmied, nahm seinen kleinsten Hammer, legte die Ruß auf den Ambos und schlug zu, aber sie wollte nicht zerspringen. Nun nahm er einen etwas größeren Hammer, aber der war auch nicht schwer genug; er nahm einen noch größeren, aber der that's auch nicht; nun wurde der Schmied zornig und nahm den größten Hammer. „Ich werde dich dennoch in Stücke zerschlagen!“ sagte er, und schlug aus Leibeskräften zu; da zersprang die Ruß, so daß das halbe Schmiededach wegflog, und es prasselte, als ob die Hütte einstürzen sollte. „Ich glaube, der Teufel war in der Ruß,“ sagte der Schmied. — „Ja, das war er auch,“ sagte der Bursche.

### Der brave Eckensteher.

In Berlin, liebe Leser, werden die Leute, die Einem gegen Bezahlung etwas iragen, und die man anderwärts Sackträger, Spanner heißt, Eckensteher genannt, weil sie oft an den Straßenecken stehen, und auf Verdienst warten. Da hat kürzlich Einer dieser Eckensteher einen prächtigen Streich gemacht, der mich nicht nur herzlich lachen gemacht, sondern mir auch im Herzen wohlgethan hat. Vielleicht geht's Euch auch so, wenn ich Euch davon erzähle.

Auf einer der gangbarsten Straßen von Berlin bekam ein armer, fremder Mensch einen Anfall von der Fallsucht oder „fallenden Krankheit,“ wie man das entseßliche Uebel auch nennt. Bald sammelte sich ein Haufen Neugieriger um den armen Leidenden, der auf der Erde lag und erschrecklich schlug und zuckte, aber Keiner dachte dran, ihn von der nasfkalten, kothigen Straße aufzuheben und ihn unter ein Obdach zu bringen.

Tritt auf einmal ein reich gekleideter, dicker Herr hinzu, sieht den Unglücklichen und spricht in einem



Tone, als hätte er der halben Welt zu befehlen: „So schafft doch den armen Menschen in ein nahe Haus! Mit dem Gassen wird's nicht gethan! — Rasch!“

„Det soll gleich geschehen, schönster Herr,“ sagt darauf ein Eckensteher, der eben herzugekommen war, „aberscht andersch nich, als wenn Se dabei bleiben!“

„Wo zu das?“ fragte trotzig der vornehme Herr. „Det will ich Ihnen offenbaren, schönster Herr,“ fährt der Eckensteher fort, „unser ens hat kene Stimme nich in enem fremden Hause. Is aberscht so een schöner Herr dabei, der so fein der Commando führt, wat die jemenen Leute aus purer Barmherzigkeit thun sollen, so jeh't's gleich besser!“

„Nun, so macht nicht lange Federlesens,“ sagte der Herr, „und packt an.“ Der Eckensteher packt nun vorsichtig den Kranken und trägt ihn in ein nahe Haus. Auf des Herrn Ersuchen gestattet es der Hausbesitzer nicht nur, sondern bringt auch mancherlei herbei, um dem Armen zu helfen, der sich bald wieder erholt.

Hierauf will der Herr weggehen.

„Halten Se jefälligst,“ ruft der Eckensteher. „Schönster Herr, unser Eens lebt vom Verdienste. Sein Se so jut und jeben Se mich meinen Verdienst. Se haben befohlen, und ich jehorcht!“

Der Herr mißt den Eckensteher mit stolzem Blick und sagt: „Am End soll ich Euch für eine Handlung bezahlen, die Ihr von selber hättet thun müssen? — Was geht mich der fremde Mensch an?“

„So?“ ruft der Eckensteher lachend aus. „Ja meente, der Kranke jinge Se viel ann, weil Se sich so für ihn annahmen! Seh'n Se aberscht mal meenen Armschid an. Ja bin Nr. 70 und habe auf der Voltzeit jelobt, überall zu Dienst zu sein, wo Jemand nich selber zugreifen mag. Ne, schönster Herr, so jeh't es nich! Se zahlen fünf Groschen Kurrant, dann is et jut!“

Schon fing die stets wachsende Anzahl der Umstehenden an, in ein lautes Gelächter auszubrechen über die komische Miene des Eckenstebers, und der dicke Herr mochte denken: mach' den Prozeß kurz und gib's dem Schlingel! Er zog einen schweren Beutel, und reichte ihm zehn Groschen.

„Det is schöner's,“ sagt der Eckensteher, „uf Ehre schöner's! Ja bedanke mir schönstens.“ Als er aber merkte, daß sich nun der Herr fortmachen wollte, faßt er ihn am Arme und sagte: „Ne, ne, schönster Herr, so jeh't's nich! Haben Se nun bezahlt, so sollen Se och noch enen Augenblick verweilen, bis det Schauspiel zu Ende is!“

Hierauf bückt er sich zu dem Kranken, reicht ihm die zehn Groschen und sagt: „Siehste ar-

mer Menschenbruder, det jibt Dir een armer Eckensteher, der sieben Kinderchens hat; nu wollen wir Mal sehen, wat die Andern thun!“

Alle, die zugegen waren, standen betroffen, aber einen Augenblick später brachen sie in lauten Jubel für die schöne That des Eckenstebers aus. Jeder gab dem Armen nach Kräften, und selbst, von dem schönen Beispiel ergriffen, drüber hinaus. Auch der dicke Herr griff tüchtig in den vollen Geldsack, und zählte nicht, was er dem Armen in die Hand gab. Des Eckenstebers That hatte sein Herz bewegt. Auch ihm wollte er geben für seine „sieben Kinderchens,“ aber als er sich nach ihm umsah, hatte er sich stille davon gemacht.

### Liebeserklärung.



„Christine,“ sagte ein Bauer zu seiner Frau, mit der er nicht ganz glücklich lebte, — „ach, wie lieb hatte ich Dich, als Du noch meine Braut warst, ich hätte Dich vor Liebe auffressen mögen; jeh't thut mir's leid, daß ich's damals nicht gethan habe.“

### Der Vortrag.

Ein junger Bursche, den man zum Soldaten gemacht hatte, sollte mit seinem Regiment zu Felde ziehen. Er hatte daheim eine Braut, welcher er gern noch ein Andenken hinterlassen wollte; darum ging er zu dem Goldschmied und bestellte einen goldenen Fingerring, in welchen die Worte hineingegraben sein sollten: „Leb' wohl, liebe Lise.“ Der Goldschmied hieß ihn, da die Sache Eile hatte, schon auf morgen wieder kommen, denn einen Ring von der gewünschten Größe hatte er vorrätzig, und das Eingraben der Worte war bald geschehen. Als der Bursche kam, ließ er sich den Ring zeigen; da er jedoch selber nicht lesen konnte, bat er den Goldschmied, er solle ihm doch einmal sagen, wie die Schrift da innen laute. Der Goldschmied las ihm die eingegrabenen Worte vor, jedoch mit so gleichgültigem Tone, wie man etwa eine Nachricht aus dem Wochenblatte abliest. Der

Soldat schüttelte den Kopf und sagte: diesen Ring könne er nicht brauchen; der Herr müsse ihn nicht recht verstanden haben, denn so hätte er's nicht bestellt. Der Goldschmied merkte wohl, mit wem er's zu thun (halte, und) versprach, er wolle die Sache anders einrichten, bis heute Nachmittag solle der Ring ganz nach Wunsch fertig sein. Als der Soldat am Nachmittag wieder kam und jetzt die anders eingerichtete Schrift vernehmen wollte, las ihm der Goldschmied die Worte: „Leb' wohl, liebe Lise“ in so weinerlichem Tone vor, daß dem ehrlichen Burschen vor Rührung die hellen Thränen an den Backen herunterliefen. Er bezahlte nun gern, was für den Ring gefordert wurde, und lief dann zu seiner Braut, welcher er den Ring brachte, und die Worte, die darinnen standen, eben so beweglich wie der Goldschmied vorlas. Und



die gute Dirne mußte eben so sehr darüber weinen, wie ihr Bräutigam; denn es that ihr gar zu leid, daß dieser so weit fort sollte, obgleich jener Feldzug sicher gefahrlos abgelaufen ist.

So kommt, sagte der Goldschmied, als er die Geschichte erzählte, gar viel auf den Vortrag an.

Wer zum Vogelfang will gehen,  
Muß auf's Pfeiffen sich verstehen.

Wie die Bauern zu einer Kirche und dann zu einem Geläut gekommen sind.

Ein schlesisches Dorf wurde von einem Unglück betroffen, daß ihm seine alte haufällige Kirche abbrannte, den Kopf schüttelnd standen die wohlhabenden Bauern beim Brand umher, da ihre Häuser nicht gefährdet waren, und dankten Gott, daß er lieber sein Haus, als das ihre, zum Brandopfer genommen hätte.

Als aber der verwalste Pfarrer aufforderte, Beisteuern zum Neubau zu geben, schüttelten sie abermals den Kopf und keine Hinweisung auf die himmlischen Schätze, welche ihnen der betrubte

Pfarrer ebenso rührend als gewiß ans Herz legte, konnte sie bewegen, von ihren irdischen Schätzen auch nur ein kleines Theilchen abzutreten. Ein Sperling in der Pfanne, dachten sie, ist besser als zehn Tauben auf dem Dache.

Dem Pfarrherrn blieb nun nichts übrig, wenn er nicht sein Lebtag unter Gottes freiem Himmel oder in einer Scheune predigen wollte, als sich an den Fürsten, dem das Dominium gehörte, zu wenden, welcher sich auch bereit erklärte, den Kirchenbau aus seinen Mitteln allein zu bestreiten. Binnen einem Jahre stand ein schmuckes Landkirchlein auf der Stelle der abgebrannten.

Die Bauern im Wirthshaus aber, statt ihrem Wohlthäter wenigstens dankbar zu sein, erklärten ganz offen und dreist: „Wir hätten's auch gebaut, und zwar ebenso schön, aber so ist's besser.“ Daß erfuhr der Fürst, der zufällig katholisch war, durch einen neidischen Bauern, welcher ebenfalls derselben Kirche angehörte. Die Folge davon war, daß der Fürst, und Niemand wird's ihm verdenken, seine milde Hand abzog. Nun ragte der Glockenthurm weit ins Land hinein, ohne recht zu wissen warum, denn er hatte eben keine Glocken.

Die Bauern machten ein schief Gesicht und dachten, sagten auch wohl halblaut: „Hätten wir lieber den Mund gehalten, bis sie oben hingen, so hätten wir uns dann ja noch immer auf andrer Leute Rechnung breit machen können;“ trotzdem aber wollte Keiner auch nur einen Pfennig auf ein Geläut herausrücken.

Ein Widersacher, der ihre Reden belauscht hatte, rief ihnen höhnißlich zu: „Nun habt ihr zwar eine Kirche, so schön wie wir, aber wo sind denn die Glocken? Auf die Leberhosen könnt Ihr Euch klatschen, wenn's Zeit ist in die Kirche zu gehen.“

Entrüstet fuhr der Schulz in die Höh und indem er mit fürchterlicher Wucht auf den Tisch schlug, schrie er: „Ein Geläut sollen wir haben so schön, wie das Eurige, ich gebe zweihundert Thaler,“ und ich hundert,“ fiel Michel und Görg ein, und so riefen sie fort, bis auf den Letzten.

Ein Mann, ein Wort — das gilt bei den Bauern so gut, wie bei andern Leuten. Nach kaum 3 Monaten hing ein Geläut auf dem Thurm, so schön wie keines weit und breit in der Umgegend zu sehen und zu hören war. Nun sage noch Einer, daß es nichts ist um die Ehre. Die Bauern aber sangen bei der Einweihung unter dem Geläut der Glocken in christlicher Bescheidenheit wie immer: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr!“

#### Garantirt.

Der Kronenwirth zu N. in der badischen Pfalz machte sehr oft einen Handel mit einem soge-

nannten Kofttäufcher. Dieser war zufällig ein Jude. Ich sage zufällig, denn die jüdische Religion hat nichts mit dem Kofthandel und vorweg nichts mit dem Kofttäufchen zu schaffen. Der Kofttäufcher, obgleich ein Piffikus, wurde doch auch oft angeführt; er machte es dann wie die Kinder beim Dyrfeigen-Spiel und sagte zu sich: Gib's weiter. Der Kronenwirth wurde nun auch oft angeführt. Bald bekam er einen Kopper, bald ein Pferd, das nicht einspännig ging, bald einen Lederfresser, der, wie du wohl weißt, immer am Lederwerk knuppert. Einstmalen kam der Kofttäufcher wieder und sagte: „Kronenwirth, brauchst Du keinen Gaul?“

Dem Kronenwirth war es nun gar bequem, daß ihm die Pferde so vor's Haus gebracht wurden, und daß er weiters keine Mühe damit hatte. Er sagt daher:

„Freilich brauche ich einen, aber Alterchen, ich laß mich nicht mehr hinters Licht führen; du mußt mir, wenn wir Handels eins werden, schriftlich für das Koppfen, Einspänniglaufen und Lederfressen garantiren.“

„Weiter nichts? Auch gut,“ war die Antwort, und sie wurden Handels eins und das Schriftliche wurde aufgesetzt.

Andern Tages kommt der Kronenwirth zu dem Kofttäufcher und sagt: „Kannst deinen Gaul wieder holen, er koppt.“



„Das ist ja recht,“ sagt der Kofttäufcher, „ich hab dir ja für das Koppfen garantirt.“

Jetzt gehen dem Kronenwirth die Augen auf, und er reitet zu einem Rechtsanwält, bekommt aber den Bescheid, daß da nicht zu helfen sei, denn da steht Schwarz auf Weiß: „Für das Koppfen, Einspänniglaufen und Lederfressen wird garantirt,“ statt daß es heißen sollte: „Gegen das Koppfen u. s. w.“ Der Kronenwirth erhält nun den guten Rath, künftig vorsichtig zu sein. Was hilft aber der Herr von Künftig? der Meister Jetzt gilt. Betrüb und fluchend geht der Kronenwirth zu einem Bierbrauer. Der Bierbrauer hat mit seinem einfachen Verstand das rechte Loch gefunden, wo die Geschichte hinaus muß. Das Schriftchen in den Händen haltend fragt der Bierbrauer: „Koppt Dein Gaul?“ „Freilich,“ „Geht er einspännig?“ „Ja.“ „Krißt er Leder?“ „Rein das thut er nicht.“ „Halt! j-ht muß er ihn wieder nehmen; er hat auch dafür garantirt.“

Und so geschah es auch. Der Kofttäufcher

mußte den Gaul wieder nehmen, weil er — fein Leder frag.

### Die Zurechtweisung.



In ein Bierhaus in Wien, wo es Sitte war, den Gästen Semmeln gratis zum Ambiß vorzusetzen, kam ein junger Mann, verlangte für 2 Kreuzer ein halbes Seidel Bier und ließ sich dazu 6 Stück Semmeln recht wohl schmecken. Als er sein Bier bezahlte, sagte der Wirth: „Wenn Sie wieder einmal Durst haben, so gehen's halt lieber zum Bäcker.“

### Der seltsame Schiffskamerad.

In „Corvins Taschenbuche für Jäger“ wird folgende Geschichte erzählt: Auf einem der kleinen Seen, die zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten liegen, ruderte eines Tags ein Ansiedler, als er unfern einer Insel ein Plätschern im Wasser hörte und bald darauf einen Bären erblickt, der im Begriff war, an das feste Land zu schwimmen. Der Mann hatte zwar keine Fiinte bei sich, beschloß aber den Bären zurück zu treiben, bis seine Kameraden, die nicht weit entfernt sein konnten, ihm zu Hülfe kämen, den Bär zu erlegen; dieser aber war damit gar nicht zufrieden, daß ihm der Mann im Rahne stets den Weg abschneit, und versuchte alles Mögliche, um den Rahn zu umschwimmen, und an's Land zu kommen, was der Mann, ein gewandter Ruderer, stets verhinderte. Mit einem Male endlich ergriff der Bär plötzlich das Hintertheil des Boois, als ihm dies ganz nahe kam, und stieg behaglich in das Schiff hinein. Schrecken lähmte im Anfange den Arm des Mannes; da sich aber der vierbeinige Gefährte ganz still verhielt und ruhig sitzen blieb, sagte er Muth und begann wieder zu rudern, was der Bär auch ungehindert geschehen ließ. Als aber der Ansiedler das Vordertheil des Rahnes der Richtung zuwendete, von welcher der Bär eben hergekommen war, brummte derselbe höchst unzufrieden und machte Miene, sich dem Ruderer zu nähern. Alles war vergeblich, der Mann sah sich genöthigt, den Bär an das Ufer zu fahren, das dieser zu er-

reichen wünschte; ja er war nicht einmal damit zufrieden, sondern zwang auch noch den Fährmann durch grimmige Blicke und drohende Töne, das Hintertheil des Rahnes dicht an das Ufer anzulegen, welches der Bär dann in aller Beaglichkeit beirat, dem Manne noch einen wilden Blick als Fährgeld zuwarf und dann ruhig in den Wald irrte.

### Das Glück durch die Gelbwurst.

Der alte Tuchfabrikant Keller pflegte gerne folgende Geschichte zu erzählen:

Ich war erst kurze Zeit aus der Fremde zurück, und hatte mein eigenes, kleines Geschäft angefangen. Da war die Leipziger Wollmesse. Ich reise hin und nehme einen Kreditbrief von 1000 Speciesthalern mit. Das war, wenn man alle Winkelchen zusammenrechnet, mein ganzes Vermögen; ich war jung und gesund, und was glaubt man da nicht mit 1000 Speciesthalern machen zu können. Ich reise also nach Leipzig, und gebe meinen Kreditbrief im Hause Frege und Compagnie ab. Der alte Frege läßt meinen Namen in sein Buch einschreiben und wünscht mir gute Geschäfte. Ich sehe aber bald, daß sich mit 1000 Thalern nicht viel machen läßt. Was thut's? Geht nicht viel, so geht wenig, besser leiern als feiern, sagt das Sprüchwort. Ich suche mir also eine Parthie Wolle aus und gebe hin, um mein Geld zu holen. Da sagt mir der alte Frege, es sei gut, daß ich komme, er habe nicht gewußt, wo ich loschire. Ich hatte das gern nicht gesagt, da ich wieder, wie einst als Handwerksbursche, in der Herberge wohnte. „Nun“, sagte der Herr Frege: „Essen Sie morgen Mittag bei mir, Sie werden da noch große Gesellschaft finden.“ Ich konnte nichts recht's darauf erwidern und gehe weg. Ich erkundige mich nun, was man bei einer solchen Einladung zu thun hat, und was dabei herauskommt. Man sagt mir, wie es Sitte sei, daß jedes große Handlungshaus seine Empfohlenen durch eine Einladung, wie man sagt, abfüttert; daß nicht viel dabei herauskommt, als daß man das Essen theuer bezahlen muß, indem es mindestens 1½ Thaler Trinkgeld an die Bedienten kostet. Das war mir nun gar nicht lieb. Ich rechnete aus, daß mir von 1000 Thalern nur noch 998½ blieben, und für ein Mittagessen konnte ich nicht so viel aufwenden. Andern Mittags war ich kurz entschlossen. Ich kaufe mir für zwei Groschen Gelbwurst, für sechs Pfennig Brod, stecke es zu mir, und gehe hinaus vor das Thor, in das sogenannte Rosenthal. Mein Tisch war schnell gedeckt. Ich setze mich auf eine Bank und wickele meine Sachen heraus, ich zerschneide die Gelbwurst in sechs Theile und lege sie neben mich hin: das, sage ich, ist meine Suppe, das mein Fleisch, das mein

Gemüs mit Bellage, das meine Fische, und das mein Braten und Salat. Ich glaube nicht, daß sie drinnen in der Stadt, bei Frege, mehr hatten, und daß es ihnen besser schmeckt. Ich war eben an der süßen Schüssel, sie war sehr gut zubereitet, da sehe ich einen Mann auf einem schönen Braunen daberreiten; der, denke ich, macht sich noch ein bißchen Bewegung vor dem Essen, daß es ihm besser schmeckt. Ich wünschte ihm meinen gesunden Magen, ich brauchte kein Pferd müde zu reiten, um tüchtig einhauen zu können. Schneller, als ich dieß sage und denke, ist der Reiter bei mir, und zu meinem Schrecken sehe ich, es ist der Herr Frege selber. In meiner Angst fällt mir der letzte Bissen von meiner süßen Speise aus der Hand und der vorausspringende Hund schnuppert's gleich auf; ich wickle schnell mein Papier zusammen und weis mir gar nicht zu helfen. „Ei, Herr Keller!“ sagt der Herr Frege, „was machen Sie da? Glauben Sie, Sie bekommen bei mir nicht genug zu essen?“

Was soll ich darauf sagen? Ich denke, du bleibst bei der Wahrheit. Ich sag' ihm nun, daß es sich bei mir nicht austragen will, gegen zwei Thaler Trinkgeld für ein einzig Mittagessen zu geben, und so und so, und daß ich mir vorgenommen habe, mich heute Abend oder Morgen früh zu entschuldigen, weil ich nicht kommen konnte. — Da lacht er laut auf und sagt: „Ja, das müssen Sie ja thun, sonst werd' ich böß; ich erwarte Sie um fünf Uhr, fehlen Sie ja nicht. Wünsche gesegnete Mahlzeit.“ Und fort war er mit seinem Braunen. Ich weiß nun gar nicht, was ich machen soll; ich denke aber: nun, freffen wird er dich nicht, er muß um fünf Uhr noch genug haben vom Mittag her. — Wie's also fünf Uhr gebembert hat, gehe ich hin, man weist mich in sein Kontor, und da kommt er mir entgegen, nimmt mich bei der Hand, und führt mich in das Kabinetchen, und sagt zu mir: „Lieber Herr Keller, Sie haben für 10,000 Thaler Kredit bei mir; wenn Sie aber das Doppelte brauchen, und auch noch mehr, sagen Sie mir's nur offen.“ — Ich sag': „Sie irren sich, ich habe nur für 1000 Thaler.“ Da sagt er mir: „Es bleibt dabei, wie ich schon gesagt habe; Sie sind ein Mann, der zu sparen weiß, und heut Abend essen Sie ganz allein bei mir in meiner Kamille.“ Und so ist's auch geschehen, und das hat mir noch besonders gefallen, daß er die Geschichte seiner Frau und seinen Kindern nicht erzählt hat, bis ich von Leipzig fort gewesen bin. Er hat wohl gemerkt, daß es mir Leid thäte, wenn man auch in aller Güte darüber lachen würde. So ist's mir durch die Gelbwurst möglich geworden, eine der größten Tuchfabriken anzulegen und so lange der alte Frege gelebt hat, habe ich jede Messe bei ihm allein zu Nacht gegessen, und da ist immer zuletzt noch Gelbwurst aufgetragen worden.